

Heinz Czechowski

Einmischungen

Schriften 1

Grupello Verlag

DAS AUGE LIEST MIT – schöne Bücher für kluge Leser
Besuchen Sie uns im Internet unter: www.grupello.de
Hier finden Sie Leseproben zu allen unseren Büchern, Veranstaltungshinweise und Besprechungen. e-mail: grupello@rp-pro.de

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Czechowski, Heinz: Einmischungen / Heinz Czechowski –
Düsseldorf : Grupello Verl. Schriften 1 – 1. Aufl. 2000
ISBN 3-933749-46-8

1. Auflage 2000

© by Grupello Verlag
Schwerinstr. 55 · 40476 Düsseldorf
Tel.: 0211-491 25 58 · Fax: 0211-498 01 83
Druck: Müller, Grevenbroich
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-933749-46-8

INHALT

Das Jahr Zweitausend, Gottsched und ich (1999)	7
Nachspur (1990)	28
Im Schatten des Denkmals? (1990)	34
Kirche Kino Kartoffeln (1994/1995)	42
Leben in der Provinz (1995)	52
Ein nicht gehaltener Diskussionsbeitrag auf dem IX. Schriftstellerkongress der DDR (1983)	56
Wohin? (1989)	62
Dreimal verfluchte DDR Abschiedsgedanken eines Leipziger Schriftstellers (1990)	70
Im schalltoten Raum. Dichter im Zeitenwechsel (1998)	81
Deutsch-deutsches Chaos oder: Es wächst nicht zusammen, was nicht zusammengehört Betrachtungen eines Einheitsgeschädigten (1998)	92
»Wann zerbrichst du das Fenster?« Zwei Lyriker im Streitgespräch (1966)	97
Wieviel Wirklichkeit brauchst du für dein Gedicht? Gespräch mit Christel und Waldfried Hartinger (1981)	111
Erste Schreibversuche (1995)	125
Das Vergängliche überlisten? Ein lyrisches Ich am Ende des zweiten Jahrtausends (1995)	137

Erich Arendt: <i>Aus fünf Jahrzehnten</i> Nachwort (1967)	150
Wulf Kirsten: <i>der bleibaum</i> Nachbemerkung (1976)	175
»Sinnsuche« Versuch einer Skizze zur Lyrik Günter Kunerts (1979)	178
Erinnerung an Peter Huchel (1986)	195
Das verdinglichte Ich. Der Lyriker Gerald Zschorsch diesseits und jenseits der Zeitmauer (1993)	199
Am Strick der Treue? Anmerkungen zu einem Interview anlässlich der Verleihung des Georg-Büchner-Preises 2000 an Volker Braun (2000)	206
Friedrich Gottlieb Klopstock <i>An Freund und Feind – Ausgewählte Oden</i> Nachwort (1975)	222
Novalis: <i>Heinrich von Ofterdingen</i> Nachbemerkung (1985)	234
In bleierner Zeit Nachwort zu <i>Friedrich Hölderlin Gedichte – Hyperion – Briefe</i> (1990)	244
Eine Nacht mit der Droste. Nicht auf goldenen Stühlchen: Sächsisch-münsterländische Begegnung zum 200. Geburtstag der Annette von Droste-Hülshoff (1997)	252
König Etzels Hof Mythos oder Geschichte? (2000)	256
Quellen	269

DAS JAHR ZWEITAUSEND, GOTTSCHED UND ICH (1999)

Das Leben scheitert im allgemeinen an seiner Ausführung. Was eigentlich nicht auszuhalten ist und doch ausgehalten werden muß, nennen wir das Beständige, das freilich nur ein Kontinuum des Unbeständigen ist. Zwischen Geburt und Tod regiert der Zufall. Lebensplan? Ich habe keinen. Mein Lebenslauf, rückwärts gelesen – alle Versuche, wesentlich zu erscheinen, verlaufen sich in einer grenzenlosen Dämmerung, hinter der das begann, von dem wir keine Ahnung mehr haben: Geburt und frühkindliche Kränkungen, die, wie wir heute im zu Ende gehenden Jahrhundert Sigmund Freuds wissen, unser Dasein mehr bestimmen als das, von dem wir zu wissen meinen, daß wir selber Ursachen und Wirkungen unseres Handelns beeinflußt haben.

In der anderen Richtung nähern wir uns erbarmungslos einer Jahrtausendwende. Elf Jahre zuvor verschlug es uns den Atem, als quasi über Nacht ein scheinbar für die Ewigkeit erdachtes System, das sich nichts Geringeres als die Befreiung der Menschheit zum Ziel gesetzt hatte, ins Bodenlose stürzte. Aber hatten unsere Eltern nicht auch einmal gedacht, ihr Führer führe sie goldenen Zeiten entgegen? Und nach all dem befällt uns nun ein Virus, der uns mit der Angst infiziert, eine Zeitgrenze überschreiten zu müssen, deren innere Spannung vielleicht nicht auszuhalten ist. Dabei sind wir angehalten, vor allem uns selber im Jahrtausendwendewahn aushalten zu müssen.

Schon, da ich dies schreibe, verkünden die Gazetten die Möglichkeiten, wie wir im Blitzlicht grandioser Feuerwerke – wenn wir uns nicht noch rechtzeitig umbringen – ins neue Jahrtausend gelangen können: Die Jahrtausendwendeparty, die im Leipziger Hauptbahnhof stattfinden wird, ist nichts weiter als eine Gelegenheit für Millenniums-Ideologen, diesen Wendetempel aus Chrom, Glas und Granit noch einmal ins rechte Licht zu rücken. Damit beschäftigt, uns im Jahrtausendwendetaumel selbst zu vergessen, werden wir vermutlich zum ersten Mal einem friedfertigen Wahnsinn ins Auge blicken wie vermutlich bisher noch nie in diesem Jahrhundert. Wenn alles vorbei sein wird und der Morgen des Jahres 2000 dämmert, werden wir freilich unverändert wieder damit beginnen, den Anfang eines neuen Jahrtausends zu bestehen, das genau so eine Fiktion sein wird wie das vergangene. Wir werden keine anderen Sprachen sprechen als die bisherigen, es sei denn, wir verständigten uns darauf, ins Geheul der

sogenannten Massenmedien einzustimmen, die uns vermutlich noch etwas dümmere und fremdbestimmter machen werden, als wir es ohnehin schon sind.

Meine Biographie – ich deutete es schon an – gehört in den Bereich des Durchschnittlichen. Daß ich einige Bücher – vornehmlich Gedichtbände – verfaßt habe, ist im Spiel der Gesellschaft eher ein Nach- als ein Vorteil: In dem kleinen westfälischen Ort, den ich zur Zeit und hoffentlich vorübergehend bewohne, bin ich ein Individuum, das eher mit Mißtrauen als mit Gefallen betrachtet wird. Mein Alter, aber nicht nur dieses, macht mich unattraktiv. Ich nehme nicht teil an den Tresegesprächen der Eingesessenen und vor allem Wohlhabenden des Örtchens. Ich spreche auch nicht das Platt, in dem man sich im vertrauten Kreis zu verständigen pflegt. Kurz: Ich nehme nicht Anteil am Schicksal der Gemeinde, bin ein durch Zufall hierher Verschlagener.

Ich sitze also vornehmlich in meiner Dachwohnung, deren Mietpreis ich bisher noch aufbringen konnte, eine Etage unter mir wohnt eine freundliche Krankenschwester, deren Existenz mich in keiner Weise beeinträchtigt. Im Parterre befindet sich das Juweliergeschäft meines wohlhabenden Hauswirtes. Auch er betrachtet mich sicher mit Mißtrauen, denn es ist ungewöhnlich, daß sich einer wie ich hier niederläßt, und sei es auch nur für eine bemessene Zeit. Das »Künstlerdorf«, das es hier gibt und das aus zwei ansehnlichen alten Gehöften besteht, die noch immer münsterländische Würde ausstrahlen, ist nach wie vor ein durch Gewohnheit befestigtes Vorkommnis. Die Künstler, die hier ein Stipendium vom Land Nordrhein-Westfalen bekommen, Literaten und Bildende Künstler, kommen und gehen im halbjährlichen Turnus. Auch sie nehmen nicht teil am Leben der Gemeinde, sind Fremde wie ich. Aber ich habe es auch aufgegeben, Verbindung zu ihnen zu halten, es sei denn – was Gottseidank selten vorkommt – es handelt sich um eine Kollegin oder einen Kollegen, die oder der mir von anderen Gelegenheiten her bekannt ist.

Mein Metier ist im Grunde nichts weiter als die Sprache. Und nichts anderes als die Sprache, in der ich schreibe, macht mir, um ein Wort meines Freundes Ludvík Kundera zu verwenden, »zu schaffen«. Sie ist seit langem das Zeichen meiner Identität, übrigens einer der schillerndsten Begriffe, die ich kenne. War ich, so frage ich mich, überhaupt jemals mit mir identisch? Oder habe ich die Identität eines DDR-Bürgers inzwischen mit der eines Bürgers der Bundesrepublik Deutschland vertauscht?

Nicht einmal mein in absehbarer Zeit ins neue Jahrtausend hinüberwechselndes Ich ist mit sich identisch. Sehe ich genauer hin und ver-

folge die in die Stunden des Tages zerfallende Zeit, so muß ich feststellen, daß ich am Morgen ein anderer bin als am Mittag, am Nachmittag oder am Abend. Die berühmte Schwelle des Alters, die ich schon überschritten habe, erinnert mich daran, daß ich im Jahre 2000 fünfundsiebzig werde. Daß dem so sein wird, ist mir erst vor kurzem bewußt geworden. Ich gebe zu, es hat mich nicht gleichgültig gelassen, ja ich bin über diese Tatsache, die sich nicht abweisen läßt, erschrocken.

Die für mich viel zu vielen Möbel und die Bücher, die auf mich gekommen sind, behindern meine Mobilität. Aber ich bin nicht fähig, mich von ihnen zu verabschieden; alle Versuche in dieser Richtung sind gescheitert, denn auch sie sind, wie meine ungedruckten Manuskripte, möglicherweise ein Teil meiner Identität. Ab und zu befällt mich die Angst, inmitten meiner verstaubten und leicht verkommenen Wohnung sterben zu müssen. Die Schränke, vollgestopft mit den ungedruckten Manuskripten und den Belegexemplaren von Büchern und Zeitschriften, zu denen ich etwas beigetragen habe, betrachte ich zuweilen vorwurfsvoll, so, als seien sie Schuld an der Misere meiner Identität.

Meinen Kindern und meinen ehemaligen Frauen ist meine Existenz in dieser abgelegenen Ecke Westfalens gleichgültig. Nur einer meiner Söhne ruft in regelmäßigen Abständen bei mir an, um sich nach meinem Fortleben zu erkundigen. Ich selbst kann den Heimsuchungen der Einsamkeit nicht entgehen und gebe mir auch nicht mehr allzuviel Mühe, dies meinen immer seltener werdenden Gesprächspartnern oder den Lesern meiner Gedichte zu verbergen. Auch wenn ich mein Leben nicht als erfüllt betrachten kann, scheint es sich doch im wesentlichen erfüllt zu haben. In manchen schlaflosen Nächten zieht dieses Leben wie ein Film an mir vorüber. Oder anders gesagt: Es sind verschiedene Filme, die ich dann sehe. Es gibt solche, in denen glückliche Momente die Priorität behalten; aber auch solche, deren Thema die schwärzeste Verzweigung ist. Aber auch in dieser Hinsicht wird sich mein Leben vermutlich kaum von dem anderer unterscheiden. Wir sind nun einmal nicht geboren, um glücklich zu sein, und ein Gen Hiobs steckt in jedem von uns ...

Aus all dem geht vielleicht schon hervor, daß mir nichts daran liegt, eine Autobiographie zu schreiben. Ich verabscheue vor allem diese nach dem Umsturz von 1989 und mit einem Blick auf die kommende Jahrtausendwende verfaßten Bücher, in denen sich die Autoren rechtfertigen und politische Biographien entwerfen, die mit der Wirklichkeit oft nur wenig zu tun haben. Sowohl meine Frühsexualität

als auch mein übriges Leben interessieren mich nur im Zusammenhang mit den Gedichten und den anderen Texten, die ich, oft ahnungslos, was sie bedeuten, geschrieben habe. Im übrigen bin ich alles andere als ein Sammler: Mit vielem von dem, was sich im Lauf meines Lebens angehäuft hat, bin ich achtlos umgegangen; ich habe es vermutlich aufbewahrt, aber ich könnte es, wenn ich es suchte, nicht wiederfinden. Auch meine Bücher sind zufällig in meine Bibliothek gelangt; denn ich habe nie das Bemühen gekannt, systematisch und bedacht auf Vollständigkeit einen Bücherschatz zusammenzutragen, und immer hat mich die Souveränität der Anna Achmatowa beeindruckt, die mit einem Dutzend Büchern in ihrer mittelasiatischen Verbannung auskam.

Aber ich habe genügend über das Biographische meines Lebens geplaudert. Ich kenne genügend Lebensläufe alt gewordener Dichter, die, vergessen in Altersheimen, vor sich hin dümmerten. Was zählt, ist ja nur die Strenge, sich selbst und dem Stoff gegenüber. Der graue Horizont, hinter dem die Vergangenheit dümmert, macht mir nicht zu schaffen. An eine Zukunft, die außerhalb des Platzes vor meinem Schreibtisch stattfindet, glaube ich ohnehin nicht mehr. Dieser Glaube erschöpft sich bestenfalls in der Hoffnung auf eine Ortsveränderung. Früher hatte ich geschrieben: Es muß doch da etwas sein, das den Fortschritt befiehlt. Heute ist mir klar, daß der Fortschritt bestenfalls darin besteht, einer Automarke bessere Eigenschaften zu verleihen. Die drei Fernsehsender, die ich empfangen, geben mir kein Gefühl vom Weltzusammenhang. Man müßte sich schon selber auf die Achse machen, um ihn zu erfahren. Was ich bisher gesehen habe – eine Stadt in den USA und etwas von ihrem Umland, Maryland und Virginia, etwas von Portugal und Irland, früher einmal die baltischen Staaten der Sowjetunion –, hat mir keinen erheblichen Zugewinn gebracht, weder in innerer wie in äußerer Hinsicht. Ich muß, will ich nicht ganz ohne ein Mitbringsel das neue Jahrtausend erreichen und im Sumpf der Trostlosigkeit versinken, etwas finden oder erfinden, das mich trägt.

Also erfinde ich meine Identität! – Ich sollte mich, sagte ich mir, einem Stoff zuwenden, den ich zu beherrschen glaube, gleichgültig, ob dieser Glaube nun ein Irrglaube ist oder nicht. Ich weiß ja, daß einem, der das Leben schreibend zu bestehen hat, nichts anderes übrigbleibt, als auf das hin zu leben, was als Text vielleicht die physische Existenz überstehen wird.

Auf der Suche nach dem fruchtbaren Moment, von dem aus mein Leben sich vielleicht beschreiben ließe, gerate ich aber immer wieder

ins Schleudern. Nicht, daß es zu wenige Episoden gegeben hätte, die sich erzählen ließen, ist das Problem, sondern vielmehr meine Abgeneigtheit, in den Chor der Vergangenheitsbewältiger einzustimmen, und auch meine Befürchtung, es werde mir an der Fähigkeit mangeln, das Vergangene in seiner Tatsächlichkeit als Text wieder hervorzuführen. In Wirklichkeit, so scheint mir, ist auch die Vergangenheit nur eine Imagination, die dem jeweils gegenwärtigen Stand des Bewußtseins entspricht. Und, ach, ich gestehe ja, daß ich eines anderen Alter egos bedürfte, als dessen, welches mir zur Verfügung steht, um mich selbst zu erkennen.

Die Fallstricke des allgemeinen Lebens haben mich mit Depressionen und Einsamkeitssyndromen in ihren Bann geschlagen – selbst »geoutet« durch mein letztes Buch, in dem ich meinen westfälischen Frieden beschrieb, habe ich mich auf eine Position zurückgezogen, in der ich mich als mein eigener Pflegefall bezeichne. Vielleicht befindet sich meine Identität in meinem Körper und seinen Fehlern? Man hört und liest ja jetzt viel von der Möglichkeit, auch Menschen zu klonen. »Marlene Dietrich, 1992 verstorben, erwartet das wohl ungewöhnlichste Comeback der Geschichte Hollywoods; als digitaler Klon, rekonstruiert von Computern, soll sie zu neuem Leben erweckt werden.« Wäre es da nicht das Beste, wenn ich mich auch klonen ließe, wenn auch nur virtuell, freilich ohne alle meine Krankheiten, die mich behelligen, so daß ich gesund und sorgenfrei ins neue Jahrtausend einträte?

Hier im nordwestlichen Westfalen, wo es keine andere Erleuchtung gibt als das Logo eines Schweineschlächters, das sich nachts auf dem Dach der Fleischfabrik um sich selber dreht, finden keine Begegnungen statt, die so etwas wie eine virtuelle Initialzündung hervorrufen könnten. Die nächste Universitäts- und Landesbibliothek zu erreichen, bedeutet eine Tagesreise anzutreten.

Sich mit Hadern ins Unvermeidliche zu fügen, heißt die selbstgewählte Emigration, über deren Motive vielleicht noch zu reden sein wird, durchzuhalten, und dies vermutlich noch bis ins neue Jahrtausend hinein ... Die Vergangenheit hingegen, die mich geprägt hat und die bis in die Gegenwart reicht, beginnt keineswegs mit meiner Geburt, sondern sie schleppt den Ballast der Geschichte mit sich herum. Ich rede dabei nicht von irgendwelchen »familiären Traditionen«, deren Bedeutungen ich nicht leugne, sondern vor allem von jenen, die mich mitgeprägt haben. Ich habe nie geleugnet, ein Produkt des »Ostens« zu sein: Mein Weltbild entspricht nach wie vor meiner Prägung durch östliche Rezeptions- und Verhaltensweisen.

So verbrachte ich mehrere Jahre in einem kleinen sorbischen Dorf in der Nähe von Bautzen. Das verfallende Gehöft, das ich in den siebziger Jahren für einen Pappenstiel erwarb, war mir Heimat, denn es förderte meinen Anspruch auf Abgeschlossenheit gegenüber Partei und Schriftstellerverband. Trotz seiner Abgelegenheit bedeutete es nicht Einsamkeit: Andere Kolleginnen und Kollegen, Freunde, lebten in unmittelbarer Nachbarschaft, so daß vor allem in beruflicher Hinsicht Austausch und Stoffwechsel gewährt waren. Man war, sich gegenseitig auch in materieller Hinsicht Beistand gewährend, in einer Situation, die an Gorkis Stück *Sommergäste* erinnerte. Es waren wunderbare Sommer dort im Tal des Albrechtsbaches. Einer von uns hatte Glück: Sein Vater, selbst kleiner, enteigneter Unternehmer, aber nicht ohne Beziehungen, hatte Baumaterial und Handwerker herbeigeschafft, die eines der drei Gehöfte instandsetzten. Während nebenan gehämmert und gezimmert wurde, stieg ich nachts auf den Dachboden meines Hauses, um die Hornissen zu bekämpfen, die unsere Kinder bedrohten. Ich ahnte noch nichts von der Millenniumshysterie, die noch fast dreißig Jahre entfernt war, aber der Geist Tschechows, der mein Lieblingsbuch *Die Insel Sachalin* geschrieben hatte, war um mich. Hatte die Russifizierung des Landes, in dem wir lebten, nicht immer mehr zugenommen? War mir dieses Buch nicht wie die Allegorie auf einen Zustand der östlichen Hemisphäre erschienen, die allmählich alle Unterschiede zwischen Deutschen (Ost), Russen, Tschechen, Ungarn oder Polen aufzuheben schien? Aber trotzdem: Wir lebten in dieser Enklave der Poesie unser Leben, kaum ahnend, daß wir auch hier von der Staatsmacht beobachtet wurden und daß in fröhlicher Runde mit Zugereisten aus allen Teilen des Landes auch jene saßen, die, wie ich 1995 bei Durchsicht meiner »Akte« feststellen konnte, als IM »Bredel« und »David Menzer« fleißig Berichte geschrieben hatten. Unsere unmittelbaren Sorgen jedoch galten den mehr als bescheidenen Mitteln, mit denen wir Dächer und Gemäuer zu erhalten trachteten:

Die Scheune

Scheune, altes Gebäu, tägliches Mirgegenüber,
 Wie gern tät ich dir Gutes, so wie du mir,
 Wenn sich am Morgen dein First überzieht
 Mit kaum zu beschreibenden Farben, so
 Zwischen Gold, Rosa und Grau. Aber wie soll
 Ich dir denn Gutes tun, moosige Freundin, wie
 Deine rissigen Mauern verjüngen, dein uraltes Dach,

Das mit jedem der herbstlichen Stürme
 Löchriger wird, mit neuen Ziegeln versehen?
 Sieh, du Nützliche du,
 Beherbergerin meines Autos, die du in deinem dämmrigen Schoß
 Alles das birgst, was den Vätern noch brauchbar –
 Deichseln und Kumte, Ortscheite,
 Eisen in jeglicher Form – sieh doch, wie hartherzig sich
 Jene zwei Damen gebärden
 Hinter dem Schreibtisch der BHG Pommritz:
 Monat für Monat hole ich ein
 Immer die gleiche Auskunft: Weder Zement
 Gibt es noch Kalk, eintausend Ziegel,
 Schon vor drei Jahren bestellt,
 Biberschwänze und Latten, nichts
 Ist zu haben, weder für Geld
 Noch für Worte, die guten, mit denen
 Niemals ich spare. Was für Ideen
 Habe ich deinetwegen entwickelt, wenn abends der Star
 Sich auf dem Hahnenbalken beinah zersingt:
 Freunde, vermögend und gut, bat ich um Hilfe,
 Sie sollten GENEX bemühen, die allmächtige.
 Aber sie lachten mich aus: Ziegel und Kalk?
 Holz und Zement? Die praktischen Denker,
 Sparten sie doch mit Ratschlägen nicht,
 Deinen Abriß betreffend. Ach, alte Freundin,
 Sie kennen dich nicht, haben dich niemals gesehen,
 Sie rochen nie deinen Duft, wenn am Mittag
 Hoch über dir die noch ältere Sonne
 Aus deinen Balken alle Gerüche hervorlockt,
 Die in Jahrhunderten sich dort versammelt.
 Aber was tun? Ratlos
 Greif ich zur Feder, doch statt des Gesuchs an den Rat
 Schreib ich dir, Herrscherin deiner selbst,
 Einer der nutzlosen, oft von den Dichtern
 Ebenso nutzlos als nutzlos beklagten,
 Eine der niemals in Deutschland
 Endenden Oden. Möge ein Ziegel,
 Der dir aus der Krone fällt, uralte Freundin,
 Mir doch den Scheitel kämmen, wenn ich nicht endlich,
 Wenn ich nicht dir, wenn ich nicht mir
 Endlich helfe.

Vielleicht ist dieses Gedicht ein Spiegel der Ahnungslosigkeit meiner frühen und besten Jahre, deren Resultat freilich die endgültige Abwendung von den Doktrinen der Partei und des Staates war.

Und ich ahnte selbstverständlich auch noch nichts von jener Begegnung, die jetzt mein restliches Leben vergällt, weil die Lektüre der endlosen Reden, Vorreden und Schriften des Perückenträgers meine Tage mit einer Langeweile begleitet, von der ich früher nicht einmal zu träumen wagte. Vielleicht aber hatte gerade diese Begegnung mehr mit dem Problem meiner Identität zu tun, als ich ahnte?

Vielleicht erinnern Sie sich an jene Begegnung im Rosental, von der ich vor einiger Zeit schon berichtete. Ach, dieses bißchen Leben! Wäre ich doch diesem dicken, übergroßen Mann, der mir erzählte, er wäre den preußischen Werbern in Königsberg entronnen, um in Leipzig sein Glück zu machen, niemals begegnet! Was des einen Glück, ist bekanntlich des anderen Unglück. Und dieser andere – bin ich ... Ach, wiederhole ich, wäre ich ihm doch niemals begegnet! Es war ja nicht nur unser unvergessener Johannes R. Becher, der von sich selbst gefordert hatte, man müsse sein Leben ändern, das Rauchen aufgeben und überhaupt in die Fußstapfen Rilkes treten, der kategorisch gedichtet hatte: Du mußt dein Leben ändern! Nein, auch ich selber kämpfte in meinen Leipziger Jahren energisch gegen mein Alter ego. Oh Endler, Mickel, Rainer und Sarah Kirsch; die Sächsische Dichterschule, was für eine informelle Vereinigung, aus der Taufe gehoben durch Georg Maurer, der im Atelier Willi Sittes in der Frohen Zukunft zu Halle, nachdem ihm Kirsch oder ich in den Mantel geholfen, seinen Dank mit einem Seufzer artikuliert: Ach, welche Höflichkeit der Sächsischen Dichterschule. Mit diesem Dank war sie geboren, ans Licht gebracht, die Sächsische Dichterschule, um, unabweislich, in die Literaturgeschichte einzugehen.

In einem Alter, in dem sich die Geschehnisse der Vergangenheit allmählich bedenklich verzweigen, sehe ich mich vor vierzig Jahren die vier Etagen zur Wohnung eines großen gewichtigen Mannes in der Menckestraße zu Leipzig-Gohlis emporsteigen. Vom Fenster seines Arbeitszimmers blicke ich ins Rosental und sehe die Skyline der Stadt hinter dem Grün altmächtiger Buchen und Eichen. Verwechsle ich diesen Mann, der eine Cognacflasche in der Hand schwenkt und lachend ausruft: »Sie ist warm, ich glaube, ich habe den Kühlschrank verkehrt eingestellt!« mit einem anderen? Vielleicht saß noch Erich Arendt am Nierentisch? Oder ein anderer? Franz Fühmann? Ludvík Kundera? – Und immer, wenn ich die vier Etagen emporstieg, mußte ich an den Besuch Goethes bei Gottsched denken ...

Und war es nicht unser Johannes R. Becher, nach dem das Institut benannt war, an dem ich studierte und an dem der gewichtige Mann aus Siebenbürgen im Fach »Lyrik« unterrichtete, der den Brückenschlag hier in Leipzig vollzogen hatte, indem er verkündete: »Wir haben mit der Neuschreibung unserer Literaturgeschichte erst zaghaft begonnen, und auch an dem Vorurteil, wenn nicht an dem Aberglauben gegenüber einer Persönlichkeit wie Gottsched zeigt sich, Welch ein langer, langer Weg noch zurückzulegen ist, bis wir ernsthaft davon sprechen können, eine neue Literaturordnung begründet zu haben.«

Ja, unser(e) Kulturminister! Immer wollen sie eine neue Ordnung. Und was, frage ich mich, wird uns Herr Naumann zum 300. Geburtstag Gottscheds im Jahre 2000 mitzuteilen haben? – Immerhin hatte ja Becher, der Unvergessene, bereits 1958 seinen Beitrag zur Jahrtausendwende sozusagen vorfristig abgeliefert:

Wenn in der Jahrtausendwende
Ihr um Mitternacht
Brüderlich euch reicht die Hände
Und ihr glücklich lacht –

Daß ich euch nicht störe,
Bleibe ich allein,
Aber in die Jubelchöre
Stimme ich mit ein.

Ja, unser Gottsched! Der große, übergewichtige Mann. Auch an dieser Stelle dürfen wir wieder einmal Goethe als Zeitzeugen aufrufen. Der junge Olympier, der dem Literaturpapst seine Aufwartung machte: »Wir ließen uns melden. Der Bediente führte uns in ein großes Zimmer, indem er sagte, der Herr werde gleich kommen. Ob wir nun eine Gebärde, die er machte, nicht recht verstanden, wüßte ich nicht zu sagen; genug, wir glaubten, er habe uns in das anstoßende Zimmer gewiesen. Wir traten hinein zu einer sonderbaren Szene: denn in diesem Augenblick trat Gottsched, der große, breite, riesenhafte Mann, in einem gründamastnen, mit rotem Taft gefütterten Schlafrock zur entgegengesetzten Türe herein; aber sein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bedeckung. Dafür sollte jedoch sogleich gesorgt sein: denn der Bediente sprang mit einer großen Allongeperücke auf der Hand (die Locken fielen bis an den Ellenbogen) zu einer Seitentüre herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschrockener Gebärde. Gottsched, ohne den mindesten Verdruß zu äußern, hob mit der

linken Hand die Perücke von dem Arme des Dieners, und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tatze dem armen Menschen eine Ohrfeige, so daß dieser, wie es im Lustspiel zu geschehen pflegt, sich zur Tür hinaus wirbelte, worauf der ansehnliche Altvater uns ganz gravitatisch zu sitzen nötigte und einen ziemlich langen Diskurs mit gutem Anstand durchführte.« Nicht, daß ich glaube, zwischen der von Goethe beschriebenen Szene und der, die sich etwa im Jahre 1960 abspielte, bestünde so etwas wie eine Parallelität – wenn mich aber meine Erinnerung nicht trügt, und sie trügt in diesem Falle bestimmt nicht, so war der Dichter, der mich und eine ganze Plejade von Jung-Lyrikern unterrichtete, für uns eine Größe, die unsere Biographien, also auch meine, mitgeprägt hat.

Aber, so frage ich mich sogleich: Hat einer wie ich überhaupt eine Biographie?

Diese Frage, an mich selbst gestellt, kann ich mir nicht ohne weiteres beantworten. Und, um offen zu sein, ist mir vielleicht der Überblick über die Vergangenheit abhanden gekommen? Oder bin ich mir in dem, was ich geschrieben habe, bereits selber historisch? Muß ich meine eigenen Gedichte aus der Vergangenheit hervorholen, um mich auf der Suche nach meiner Identität verständlich zu machen?

Ich weiß, geneigte Leser, Sie vermissen in dem, was ich hier schreibe, eine handfeste Stringenz, etwas auf das Ziel Zugehendes, kurz: einen biographischen Abriß von solider Eindeutigkeit. Aber das ist es ja gerade: Mein Geisteszustand, der aus guten Gründen von eindeutiger Klarheit weit entfernt ist, gestattet es mir nicht, auf mein Ziel loszugehen, weil ich mein Ich immer wieder von dem unzähliger anderer Ichs durchkreuzt sehe, sei es in dem, was man das Privatleben nennt, oder in dem, was meine literarische Biographie ausmacht. Dort, wo für andere die Moderne beginnt, wo Vieldeutigkeit, ja Ambiguität angesagt gewesen wäre, starre ich in das dunkle, verfilzte Gebüsch eines Anfangs, in das ich hineingreife, um einen der zahllosen Äste zu fassen. Bei Nietzsche muß ich lesen: »Das habe ich gethan«, sagt mein Gedächtnis. Das kann ich nicht gethan haben – sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich – giebt das Gedächtnis nach.«

Als wäre dieser Aphorismus der Schlüssel zur Lösung meiner Misere, ergreife ich seinen Gehalt und trete mir selbst in den Weg. Und ich erinnere mich auch an den Gedanken eines amerikanischen Lyrikers, der gesagt haben soll, für ihn beginne das Vergnügen damit, daß er sich an etwas erinnere, von dem er nicht wußte, daß er es wußte ...

Das Wissen um seine eigene Vergangenheit ist dem Menschen nicht eigen. Alle Autobiographien sind Fiktion, sind das Ergebnis eines

Nachdenkens über sich selbst, das mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt. Deshalb vielleicht greife ich in die Mottenkiste der Subjektivität oder erinnere mich an etwas, das gar nicht stattgefunden hat oder als Ergebnis der Phantasie in Erscheinung tritt.

»Ich trinke nicht mehr«, sagte der an Maurers Nierentisch sitzende Fühmann, »ich will den Rest meiner Zeit nüchtern erleben. Ich werde Buddhist!« Und Erich Arendt sprach von einer blonden Negerin, die er irgendwo im südamerikanischen Exil einmal geliebt hatte. Währenddessen zog Kundera ein Manuskript aus seiner Mappe, um sich darauf vorzubereiten, einige Gedichte der tschechischen Poetisten vorzulesen.

Die Dichter charakterisierten sich nicht nur durch ihr äußeres Erscheinungsbild – der abgemagerte Fühmann, dem das Jackett um den Körper schlapperte; Arendt, wie immer sorgfältig gekleidet, mit Fliege; Kundera, dessen Künstlermähne zu ergrauen begann –, sondern vor allem durch ihre Präsenz in Zeiten, in denen es schwierig geworden war, das zu sagen, was man meinte. Aber hier waren sie unter sich, und der einzige, der wohl noch immer versuchte, in seinen Weltanschauungsgedichten so etwas wie eine Synthese von Kants Kategorischem Imperativ und Marx' Achtzehntem Brumaire zustande zu bringen, Maurer, gab mir, dem damals wie heute an sich zweifelnden Adepten den Rat: »Die Zukunft kann niemand voraussagen, es gibt nur eine einzige Möglichkeit, nämlich die, am Metier zu bleiben.«

Wie immer beim Schreiben, taste ich mich halbblind voran. Bewußtsein? Wenn ich je eines gehabt habe, dann ist es in den Wirren meines Lebens auf der Strecke geblieben. Einmal in den Versuch eingestiegen, den Ort, auf dem ich zu stehen vermeine, zu benennen, scheitere ich an der Unmöglichkeit, mein gegenwärtiges Ich von dem herzuleiten, dem ich im Wechselspiel der Zeit einmal angehörte. Vielleicht gehört es zum ganz normalen Wahnsinn, nicht zu wissen, daß wir mehrfach in unserem Leben absterben, um weiterzuleben. Mir jedenfalls kommt es so vor, als wäre der, den ich auf alten Fotos erblicke, oder der, welcher unter meinem Namen dies oder das geschrieben hat, ein anderer. Von den vier alten Herren, die am Nierentisch in Georg Maurers Wohnung saßen, sind übrigens drei nicht mehr am Leben. Sie haben es vorgezogen, ihre irdischen Hüllen abzugeben. Und einmal beim Totengedenken angekommen, erinnere ich mich auch noch des Marterwegs eines Freundes, der an seiner Partei, der er auf den rechten Weg helfen wollte, und an den Verstrickungen oft wechselnder Liebesverhältnisse und schließlich am Alkohol zugrunde ging: Werner Bräuning. Daß ihn eines seiner schlechten Gedichte über-

lebte, während seine weitaus bessere Prosa am kulturellen Dogmatismus seiner Partei scheiterte, sei zunächst nur am Rande vermerkt.

Daß ich warte, nicht auf das Jahr 2000 und nicht auf meinen runden Geburtstag, der zu Beginn dieses Jahres stattfinden wird, sondern auf so etwas wie eine Erleuchtung, welche die Grenzen meines Bewußtseins sprengen könnte, ist eine Tatsache. Ich weiß freilich auch, daß kein Wunder zu erwarten ist, so, wie ich alsbald wußte, daß die Implosion des »sozialistischen Weltsystems« – die ich begrüßte, weil sie fällig gewesen war – nur der Anfang einer neuen Kette von Implosionen war, der weitere folgen würden. Anders gesagt: Auch erfüllte Hoffnungen geben uns nicht das Recht anzunehmen, die Welt wäre im Sinne eines guten Schlusses der Geschichte veränderbar. Und so ist es ja auch im Privatleben: Mancher will jeden Tag ein neues Leben beginnen, aber es reicht nicht einmal zum alten ...

Mit der Poesie, der ich obliege, hat es in diesem Zusammenhang folgende Bewandnis: Alle Prägungen, die ich erfuhr, entsprechen – das begreife ich mit meinem zunehmenden Alter – meinem Charakter. Der Glaube, der Mensch habe sich nur selbst in die Hand zu nehmen, um sein Schicksal zu ändern, ist mir vollkommen abhanden gekommen.

Aber wo hat dieser seinen Grund? Vor meinen Augen sehe ich die bescheidene Wohnung meiner Eltern wieder, erfüllt vom Zorn meines Vaters und den Depressionen meiner Mutter. War es wirklich so schlimm?

Ich setze meine Arbeit fort mit der endgültigen Überzeugung, dies alles werde sich nicht mehr ergründen lassen, geschweige denn »aufarbeiten«. Stattdessen hat sich meiner eine masochistische Lust bemächtigt, die Verhältnisse, deren ich mich erinnere, zu benennen oder mich der Tatsache zu stellen, daß das Jahr 2000 bevorsteht und damit mein 65. Geburtstag. Tatsächlich aber steckt in dem krankhaften Grauen, das mich beim Gedanken an das Jahr 2000 und an meinen fünf- undsechzigsten Geburtstag befällt, auch eine Hoffnung: nämlich die, alles könne in der Erwartung dieser Ereignisse und vor ihnen selbst zu Ende sein. Das mag nach sonorem Ernst klingen, aber in Wirklichkeit erzeugt dieser Gedanke in mir eine entspannte Heiterkeit, ähnlich jener, die ich bei der Lektüre Gottscheds empfand, in dessen Schriften ich las, weil im Jahre 2000 auch sein Geburtstag, nämlich der dreihundertste bevorstand ... Natürlich ging mich dieser Mann eigentlich nichts an, abgesehen von der von Goethe beschriebenen berühmten Szene in dessen Salon und der erwähnten Parallelität zu der im Wohnzimmer Maurers, von der ich schon gesprochen habe.

Was mir in diesem Zusammenhang fast unbewußt unterlaufen war, verwies mich beim näheren Hinsehen auf eine Vergangenheit, deren autobiographischer Gehalt doch mehr bedeutet, als ich ursprünglich vermutete. Denn das Gesicht des Sozialismus, von dem hier auch die Rede ist, sah ich erst gestern wieder, in einem Film über das Havanna Fidel Castros: die gleichen tristen Halbruinen, die gleichen Holzgerüste, die die Passanten vor den herabstürzenden Steinen schützen sollen. Das war auch das Gesicht des Leipzigs meiner Zeit. Die Uferstraße – nichts als eine Reihe ruinöser Gebäude ... Hier lebten wir, und wußten fast nichts davon, daß es auch andere Welten gab. Es gab kein Entrinnen aus der Umarmung der sozialistischen Gegenwart. Es sei denn, man unterwarf sich den herrschenden Sitten und Gebräuchen, indem man sich einen persönlichen Ausweg suchte. Das neben dem »eigentlichen« Leben stattfindende »fiktionale«, über dessen Realität kaum gesprochen wurde, war das Privatleben, also lieben, essen und trinken. Das kulturelle Angebot der Stadt war nicht unbeträchtlich. Aber die daran teilnehmende Minderheit, privilegiert durch Herkunft und Ausbildung, dezimierte sich durch »Westflucht« mehr und mehr. In meinen Kreisen war das kein Thema. Viele der viel zu früh geschlossenen Ehen zerfielen frühzeitig. Das wirkliche Leben der Stadt fand in Kneipen, Tanzlokalen und in den oft erbärmlichen Wohnungen statt. Im »Stattfinden« aber verrät sich das wirkliche Sein. Daß nämlich nur noch etwas stattfindet, anstatt wirklich zu sein, charakterisiert schon das Leben in der DDR in den sechziger Jahren. Dennoch gab es zu dieser Zeit noch den Rest einer intellektuellen Elite in dieser Stadt, die sich quasi selbst repräsentierte. Man sah sie in der Kongreßhalle des Zoos: Hans Mayer, Ernst Bloch, Georg Maurer. Die wenigen Geschäfte zwischen der Uferstraße und dem Ring boten mir, dem von einer Hepatitis B Geschädigten, nur wenig. Denn ich war auf eine Diät gesetzt, deren Verwirklichung allerdings Wünsche offen ließ: Kalbfleisch, Quark, Milchprodukte. Die Flasche *Whisky*, die mir isländische Freunde auf den Schrank gestellt hatten, war mir unerreichbar. Vorausgegangen war dem eine Strecke der Leiden. Kein Arzt wußte, was mir fehlte, wenn ich über meine Beschwerden klagte. Kamillentee. Beruhigungsmittel, vor allem das in der DDR beliebte Faustan.

Das, was Ossip Mandelstam das »Rauschen der Zeit« genannt hat, beschreibt das ungenaue Verhältnis zur Vergangenheit. Es fragt sich allerdings, ob in dem Wort Rauschen nicht auch das des Rausches steckt. Denn mitunter wirkt das Erinnern ja auch als ein Opiat, das die Unschärfe der Erinnerung durch eine Überschärfe gegenwärtigen Bewußtseins wettmacht. Die beim Blick auf die Vergangenheit ent-

stehenden Verzerrungen, der Ausblick auf eine mir ungewisse Zukunft und der Blick auf eine Vergangenheit, deren Anfang in weiter Ferne liegt, eine Kindheit voller Schrecken, vielleicht so furchtbar, daß ich nicht wage, daran zu rühren. Andererseits muß ich gestehen, mich nicht entscheiden zu können, ob meine Kindheit nur eine der Schrecken gewesen ist, oder ob es da nicht auch so etwas wie Glück gegeben hat: die Morgensonne im Kinderzimmer, das Läuten des Milchmanns vor dem Haus auf der Straße, die Ausflüge mit dem Vater ins Moritzburger Teichgebiet, wo die Haubentaucher schwammen und die fetten Karpfen sprangen. Ich habe nichts verbrochen, und doch drängt es mich immerzu, eine Beichte abzulegen. Man hat mir als Kind eine unbenannte Schuld eingebleut. Vermutlich hatte meine Mutter die Lehre von der Erbsünde verinnerlicht und an mich und meinen Bruder weitergegeben. Wäre ich imstande gewesen, die Schrecken meiner Kindheit rechtzeitig in einem psychoanalytischen Verständnis aufzuarbeiten, säße ich vielleicht jetzt nicht in einer Sackgasse. Alle Träume sind ausgeträumt, außer jenen, die mich im Schlaf heimsuchen. In ihnen sehe ich desolate Landschaften, Ruinen, Autowracks. Oft bin ich bemüht, ein uraltes Auto wieder betriebsfähig zu machen. Vergeblich.

Bin ich der Mann mit dem geröteten Trinkergesicht, der Mann, der das Maß verloren hat auf der Suche nach seiner verlorenen Identität? Ich habe von einem Schriftsteller gehört, der nicht mehr schreiben konnte, sich aber täglich in sein Arbeitszimmer einschloß, um seiner Frau glauben zu machen, er schreibe, da sie ihm sonst davongelaufen wäre. Daß dieser Mann dann doch noch vor seinem Tode ein Buch über das Altern geschrieben hat, in dem er seine literarische und körperliche Impotenz zum Gegenstand seiner Reflexionen gemacht hat, ehrt diesen *homme de lettre* auf besondere Weise ... Ist aber damit genügend gesagt über das Elend alternder Dichter, deren Einsamkeit und das oft versiegende Schreibvermögen im Zusammenhang stehen? Nun, mich würde keine Frau mehr, auch wenn ich nicht schreibe, verlassen, nachdem mich meine letzte, die ich noch immer mit Haßliebe verfolge, aus gewiß guten Gründen vor einigen Jahren bereits verlassen hatte.

In einer Art Trotzreaktion hatte ich, nachdem mir ihr Scheidungsbegehren auf den Tisch geflattert war, das Land in Richtung Italien fluchtartig verlassen und später den östlichen Teil der vereinigten Republik tunlichst gemieden.

Einige Zeit verbrachte ich in einem Bergdorf in der Nähe von Gardone, tief unter mir der See und die Zypressen der Isola Santa Marga-

rita. Zum nächsten *Supermercato* waren es immerhin gute zehn Kilometer, erreichbar über eine gewundene und im Winter nicht ungefährliche Paßstraße. Ich lebte von Rotwein und vor allem von Kastanien, die ich mir ein oder zwei Mal in der Woche besorgte und im Backofen röstete. Damals war meine Frau noch telefonisch erreichbar, und ich muß, unentwegt telefonierend, ein kleines Vermögen verbraucht haben, immer bemüht, sie von der Unsinnigkeit ihres Scheidungsbegehrens zu überzeugen.

Schließlich nach Deutschland zurückgekehrt, fand ich – mit Unterstützung von Freunden – zunächst Unterschlupf in einer psychosomatischen Klinik unweit von Frankfurt am Main, in der mein arg strapaziertes Nervenkostüm geflickt werden sollte. Immer von panischer Angst verfolgt, obdachlos zu werden, führte ich meine Habe – Kleidung, einige Bücher, meinen Laptop – in meinem geräumigen VW Passat mit mir. Alle Versuche, im näheren Raum Frankfurt eine Wohnung zu finden, scheiterten an meinem finanziellen Unvermögen. Hätte ich schon die Miete aufbringen können, so fehlte es doch an der verlangten Kautions- oder Vermögensnachweis. So blieb mir endlich nichts weiter übrig, als mich in der Provinz anzusiedeln.

Ich hatte nicht mehr viel zu entscheiden, als ich in Limburg an der Lahn im Schaukasten eines Maklers ein Wohnungsangebot in der Innenstadt las. Das Städtchen, halben Weges zwischen Frankfurt und Köln, schien mir geeignet abzuwarten, wie sich mein Leben in absehbarer Zeit gestalten würde. Dummer Ostler, der ich war, zudem besessen von Ängsten, vor allem der, obdachlos zu werden, nahm ich die Wohnung unbesehen. Sie entpuppte sich als ein wahrer Saustall. Zerfetzte Tapeten, verkeimte Fußbodenbeläge. An Wochenenden, wenn die Therapie ruhte, fuhr ich von Königstein nach Limburg, um die Wohnung, so gut es ging, herzurichten. Durch Vermittlung eines Kollegen fand ich einen Arbeitslosen, der mir für ein paar Mark Stundenlohn half, Tapeten zu kleben und Spannteppiche zu verlegen. (Dafür klaute er mir allerdings auch eine erst kürzlich vorher in Prag erworbene kleine barocke Stutzuhr, die ich in der Speisekammer versteckt hielt ...)

Limburg kennzeichnet sich für den Touristen als eine bunte Fachwerkstadt mit einem bedeutenden spätromanischen Dom. Die Treppen, die quer durch die Stadt zum Domberg emporklettern, erinnerten mich etwas an das sächsische Meißen; ein schwacher Trost für einen im Grunde heimat- und wurzellos Gewordenen ... Allmählich begann ich diese Stadt zu erkennen, in der abends, wenn die Touristen das Fachwerkdorado verlassen hatten, die Bürgersteige hochgeklappt

wurden. Trost fand man dann nur noch in den Kneipen, die vorwiegend von Westerwäldern besucht wurden. In den bunten, entkernten Fachwerkhäusern verbargen sich schlecht und recht Rechtsanwalts- und Zahnarztpraxen. Was am Tage zu leben schien, war am Abend und nachts verlassen und trostlos.

In meiner Wohnung hatte sich, wie ich allmählich von Hausbewohnern erfuhr, eine Tragödie vollzogen. Dort waren die alten Eltern der Hausbesitzerin, die in Paris lebte, aber noch eine Dachwohnung im Hause besaß, allmählich dem Wahnsinn verfallen. Die Polizei brach die Wohnung auf, nachdem sich die alten Leute tagelang nicht gemeldet hatten, und fand beide tot auf, offenbar Selbstmord. Die Spuren des Aufbruchs an der Wohnungstür waren noch deutlich zu sehen und hatten mich überhaupt erst auf die Idee gebracht, mich nach meinen Vormieter zu erkundigen.

Mein neues Leben im »Westen« begann also keineswegs unter guten Vorzeichen.

Doch ich greife zurück. In seiner *Verteidigung der Poesie* – ein Titel übrigens, den sich, nicht zufällig, auch unser Johannes R. Becher für eine seiner unzähligen Schriften erwählte – schreibt Gottsched: »Ob nicht die ganze Poesie für eine lächerliche Schwachheit zu halten sei? Denn habe ich etwas Kluges vorzubringen, warum ist es nötig, daß ich mich an ein gewisses Maß und einen besonderen Klang der Worte binden soll? Dieses mag so fließend sein, als es will, so kommt es doch allezeit gezwungener heraus, als wenn man seine Sache fein natürlich von sich gibt, wie andre ehrliche Leute reden und schreiben ...« »Wieder einmal die Kurve gekriegt, Czecho!« würde mir vermutlich der fratzenschneidende Selbstdarsteller und Freund Adolf Endler an dieser Stelle zurufen. Ja, lieber Eddi, auch wenn ich mich an der Kante eines Abgrunds entlangschreibe: Wäre ich nicht besser beraten gewesen, wenn ich den Verlockungen der Poesie nicht gefolgt wäre, um als Zahnarzt oder als Rechtsberater im VEB Intertext mein Leben sinnvoller zu fristen und, vielleicht, als Laienkritiker mein Scherflein zur Lyrikwelle beigetragen hätte? Und hatte uns nicht schon in der Reihe *Antwortet uns* 1957 Paul Wiens (IM Martin) zugerufen: »Das Jahr Zweitausend naht, / das Jahr Dreitausend dämmert. / Hol dir beizeiten Rat / bei einem, der sie hämmert:«

Nein, solche forschen Verse werden uns nicht ins neue Jahrtausend begleiten. Eher nachdenklich blättere ich in den *Erwachsenenspielen* des Kollegen Kunert, um den Brief wiederzufinden, den er zitiert und den ich in meinen Postsachen nicht wiedergefunden habe: »Lieber Günter Kunert, haben Sie Dank für Ihren trostreichen Brief in dieser trostlosen

Zeit! Ich habe mich auch sogleich auf die Reise nach Utopia gemacht – das alles entspricht ganz meiner unbeschreiblichen Stimmungslage: gefaßt, aber ohne Aussicht auf Besserung, ein Schwebezustand, wie er den schwunglosen Engeln eigen ist ... Ich freue mich, daß Sie den Text akzeptieren, den Hinweis auf Borowski werde ich beherzigen. Von Krüger habe ich noch nichts gehört, obwohl ich das Ms. nicht der Post anvertraute, sondern einer Hamburger Freundin im Auto mitgab. Aber ich bin ganz sicher, daß alle meine Post irgendwo mitgelesen wird: Ein Brief, den ich als Text an mich selbst abschickte, brauchte von der Stadtmitte bis hierher 3 Tage und war geöffnet worden. Es ist skandalös. Gerne würde ich Sie einmal besuchen. Aber ich sitze über Brotarbeit und möchte möglichst auch noch Eigenes unter Dach und Fach bringen. Trotzdem: Es wird schon noch vor Weihnachten werden, einmal nach Buch zu kommen. Ich grüße Sie und Ihre Frau ganz herzlich und bin mit aller gebotenen Solidarität von Haus zu Haus Ihr Heinz Czechowski.«

Kunert kommentiert fast zwei Jahrzehnte danach aus der Sicht des Weltweisen: »Lieber Czecho, so etwas nennt man eine Selbstanzeige: In Kenntnis der heimlichen Postkontrolle liefert man sich selber ans Messer, wenn man seinen amtlich befugten Lesern mitteilt, auf welche Weise man Manuskripte in den Westen schafft. Hätte ich das Ihnen mitteilen sollen? Sie noch mehr verängstigen? Sind wir angesichts der rabiaten Staatsmacht schon voller Resignation gegenüber dem eigenen Geschick? Daß wir in einer trübseligen Verfassung unsere Tage dahinschleifen lassen, wer wollte uns das heute verübeln?! Das Gedächtnis reproduziert Szenen, keine Daten.«

Ja, lieber Kunert: So ist es! – Wir alle sind Gefangene im Käfig unserer trügerischen Erinnerungen.

»Erzählen oder Beschreiben?« hatte Georg Lukács, einer der Säulenheiligen meiner frühen Jahre, gefragt. Aber, so frage *ich* mich, was bewahrt mich vor der Gefahr, innerhalb meiner eigenen Biographie jenseits der von Lukács benannten Alternative ins bodenlose Nichts abzustürzen? Die Hoffnung, es gäbe Ratgeber, die mich beim Schreiben zu unterstützen vermögen, hat sich als trügerisch erwiesen. Allein die Tatsache, nach der geschichtlichen Zäsur der Jahre 1989 und 1990 noch immer am Schreibtisch zu sitzen, grenzt an ein Wunder. Gesundheitliche Pannen und panikartige Zusammenbrüche sind nicht ausgeblieben. Daß trotzdem immer noch Bücher von mir erschienen sind, habe ich weitaus mehr Glücksumständen als persönlichen Anstrengungen zuzuschreiben. Kein Wunder, daß die bevorstehende Jahrtausendwende mich zu einer Bilanz verführt hat, die einer Zeitreise

gleich. Die Papiere aus meiner Vergangenheit, die ich zu Rate ziehen wollte – Briefe, Aufzeichnungen und die Gedichte, die eine Vergangenheit beschwören, die so und doch auch anders gewesen ist –, verhalfen mir nicht zu der Erkenntnis, mein Versuch einer Bilanz sei ein einigermaßen gesichertes Unternehmen.

Die Erinnerungen selbst, auf die ich zurückgreife, sind trügerische Ratgeber. Die zwei oder drei Seiten, die ich mir täglich zu schreiben vorgenommen habe, verweisen mich, kommen sie nicht zustande, auf meine Existenz als Lyriker. Der Dreh- und Angelpunkt, um den sich die Verse eines Gedichtes gruppieren und die aus dem Gefühl kommen, jetzt *sei* etwas zu schreiben, verhalfen der Prosa nur in den seltensten Fällen zu ihrer Existenz. Der Zweifel, ob das Vergangene, über das zu reden ist, tatsächlich dem entspricht, was einmal Leben gewesen ist, blockiert zudem den Impetus, sich loslassen zu können, um in jene Tiefe zu fallen, in der sich das Bewußtsein von den Tatsachen löst. Die Tatsachen an sich sprechen eine andere Sprache, nämlich die, welche vom Wesen des Vergangenen mehr verschweigt, als das sie es preisgibt.

Um wieder dort anzukommen, von wo ich einmal ins Unbekannte weggegangen war, bewarb ich mich 1998 um die Stadtschreiberstelle von Dresden. Meine Hoffnung, dort vielleicht wieder so etwas wie eine Heimat zu finden, war trügerisch.

Zwar hatte ich, als ich im April 1998 nach Dresden fuhr, um meine Antrittslesung zu halten, neben meiner *Sauerländischen Elegie* einen nahezu euphorischen Essay mit dem Titel *Dem Nichts einen Namen geben*, der in der Schweizer Nobel-Zeitschrift *du* gerade erschienen war, im Gepäck, aber das bevorstehende halbe Jahr in dieser Stadt ergab eine andere Sicht auf die dort bestehenden Verhältnisse, als ich erwartet hatte. Statt des urbanen Raums, den ich mir erträumte und in dem ich leben wollte, erlebte ich eine Stadt, die noch immer schwer an ihrer Vergangenheit trägt. Ich sah, daß der tödliche Schlag, der die Stadt am 13. Februar 1945 zerstörte, eine Stadtlandschaft hinterlassen hatte, die nicht mehr zu sich finden kann. So leid es mir tat: Ich konnte die Begeisterung vieler Dresdner über den Zustand der Stadt nach der »Wende« nicht teilen. Ich weiß natürlich: Mein Bild der sächsischen Landeshauptstadt ist vom Leben zwischen Trümmern geprägt, das in meine Biographie buchstäblich eingebrannt ist. Von der Elbe geteilt, hat sich die Stadt von jeher damit schwer getan, ihr eigentliches Zentrum zu finden. Altmarkt und Prager Straße waren jedoch, zwischen Brühlscher Terrasse und Hauptbahnhof, einmal Flanier- und Einkaufszonen mit intemem Gepräge. Noch in den Nachkriegsjahren, bevor der

1956 eingeleitete Kahlschlag unter dem Motto »Dresden trümmerfrei« begann, war unter den ausgebrannten Fassaden noch etwas vom Flair der Vergangenheit zu spüren. Heute ist ein Spaziergang vom Albertplatz durch die Hauptstraße über die Augustusbrücke bis zum Altmarkt und durch die Prager Straße bis zum Hauptbahnhof von widersprüchlichen Empfindungen beherrscht. Es ist hier nicht der Ort, einen Essay über die städtebaulichen Probleme der Elbstadt einzublenden, abgesehen davon, daß ich mich vor jeder Selbstgerechtigkeit scheue. Aber was einmal – nicht nur verkehrstechnisch – Dresdens Drehscheibe gewesen war, der Postplatz, ist heute nur noch ein Zeugnis verschwundener Urbanität, wo der Blick verzweifelt und vergeblich einen Halt sucht. Während eines verregneten Abends trafen sich dort einige Dichterinnen und Dichter, um unter dem Motto *Poesie in der Straßenbahn* in einem Straßenbahnwagen einem kleinen Publikum Gedichte vorzutragen. Nach Schluß der Veranstaltung stand ich, unentschlossen, wo ich diesen Abend noch verbringen sollte, vor der Frauenkirche. Noch 1990 hatte ich – ahnungslos, daß ihr Wiederaufbau vielleicht schon beschlossen gewesen war – geschrieben: »Als deutsches Denkmal sähe ich gern die Ruine der Dresdner Frauenkirche. Bei ihrem Anblick hätten wir Grund, unsere Geschichte zu bedenken, um die Identität, auf die es uns ankommt, zu finden.« Wieder in Klotzsche, schrieb ich ein Gedicht, das freilich, in einem Kulturmagazin veröffentlicht, keine Gegenliebe fand:

Postplatz

Stupide Melancholie im Regen im Regen im Regen
Vom Zwingergraben her
Schleppen Biber Karpfen zwischen den Zähnen
Über die endlose Ödnis Ich liege
Im Stadtschreiberzimmer und warte
Auf meine Erinnerungen: die geklonte Kuh, die
Frauenkirche, ich weiß es genau,
Wird noch gut sein für manchen Skandal
Um die uneigennützig sammelnden
Goldenen Nasen

Um Wiederholungen zu vermeiden, muß ich zwangsläufig das aussparen, was ich schon andernorts geschrieben habe. Meine innere Biographie habe ich in meinen Gedichten niedergelegt. Aber die Preisgabe des Ichs im Gedicht ist eine andere als die, welche die Prosa oder

der Essay hervorruft. Man sollte die Tatsache, gescheitert zu sein, die ein Thema ist, von dem ich hier spreche, nicht dramatisieren. *Verlorener Einsatz* betitelt Michael Hamburger seine Autobiographie. Wenn es stimmt, daß die besten Texte im Kopf bleiben, weil der Weg von dort bis zum Papier sehr weit ist, und wenn man bedenkt, welcher geringer materieller Ertrag dem Schreibenden im allgemeinen zukommt – sieht man von Stipendien und gelegentlichen Preisen einmal ab –, so steckt in diesem Titel wie in Hamburgers Buch keine Larmoyanz.

Die Hoffnung, das Schreiben selbst führe zu einer Erleuchtung, stellt nicht nur die scheinbare Alternative »Erzählen oder Beschreiben« in Frage, sondern vor allem die ebenso scheinbare Tatsache, das Vergangene ließe sich in dem Maße vergegenwärtigen, in dem es den Weg vom Kopf zum Papier zurückgelegt hat. In Wirklichkeit aber entsteht auf dem Papier etwas anderes als das, was einmal die Wirklichkeit meiner Existenz ausgemacht hat.

Das zeitweilige Verlorensein vor dem Computer, der mein Schreibgerät ist, erinnert mich oft an das gleiche Gefühl, das mich als Kind auf einem meiner oft langen Schulwege befiel, wenn ich mich, eine Abkürzung suchend, zwischen den Grabsteinen des Trachauer Friedhofs verirrt oder besser: zu verirren glaubte. Der Ariadnefaden, der mich in meine Vergangenheit führen soll, ist nicht mit der Gewißheit verknüpft, daß ich aus dieser Sackgasse einen Ausweg in die Zukunft finden könnte.

»Für jede intellektuelle Arbeit«, schreibt Nadeschda Mandelstam in ihrer Autobiographie *Das Jahrhundert der Wölfe*, »muß sich ein Mensch wie ein Instrument neu stimmen. Natürlich sind auch hier die Menschen verschieden, die einen funktionieren störungsfrei, ohne Unterbrechung, sie stimmen sich gleichsam selbst, wenn sie in Betrieb sind, während die anderen immer wieder unterbrochen werden und sich neu einstimmen müssen.«

Ich weiß, daß ich hier meinen Versuch, einen Notstand zu markieren, aufgeben müßte, um wieder dort anzukommen, wo ich Limburg verließ und in Westfalen einen erneuten Versuch unternahm, mir wieder Wohn- und Lebensrecht zu erwerben. Der Ort selbst ist, abgesehen von dem schon erwähnten Künstlerdorf, belanglos. Allein die Tatsache, daß einer der drei führenden Wiedertäufer, Krecthing, aus Schöppingen stammt, macht ihn vielleicht erwähnenswert.

Mich immer wieder wie ein Instrument einstimmend, versuche ich, meinen Faden weiterzuspinnen, nicht zuletzt in der Hoffnung, das Jahr 2000, Gottsched und ich seien in einem Text unter einen Hut zu bringen.

Entsteht so, frage ich mich, Realität? Aber die Vergangenheit, antworte ich mir, hat keine Realität. Sie vergeht mit sich selbst. Was übrig bleibt, sind nur Schemen, von denen wir glauben, sie hätten das Gewicht der Wirklichkeit. Jenseits der Daten und Fakten, die man aufrufen kann, verbirgt sich die Erinnerung. »Was bleibt?« fragte vor Jahren eine bekannte Autorin, und sie beklagte – übrigens zu Unrecht – die Entwertung ihres Lebenswerkes. In einer Zeit jedoch, in der flinke Newcomer ins Pantheon von »Grass & Co« einziehen dürfen, um alsbald schon wieder vergessen zu werden, ist es das Beste, für die Zukunft keine falschen Erwartungen zu hegen. »EIN ORKAN DES VERGESSENS / fegt durch die Zeit. Er schleudert / meine Papiere ins Nichts. Ich / klammere mich an meinen Sessel. Es ist / wieder mal Samstag. Leising / ist tot. Seine Freunde / beißen die Zähne zusammen, feige, / wagen sie nicht, / ihrer Vergänglichkeit zu gedenken, und doch / denken sie an nichts anderes. Morgen / werde auch ich / meine Sonntagshose anziehen, um / wieder einmal / aufzutauchen aus der Flut. / Das große Gedicht / des kleinen B.B., das alles vorwegnahm, / was uns erreicht hat, / hebt mich aus meiner Trauer: / Das Heer von Plagen, / die Freiheit / hat mich am Kragen. Grenzenlos / ist mein Leben geworden, ich atmete / die Luft anderer Kontinente, / meinen kleinen Ruhm / mit anderen teilend. Doch während ich noch / die Mall auf und ab ging, / am Watergate stand / und im Hause von Henry James / Wodka trank, wußte ich schon: // Bleiben / wird davon nur / der Bericht der alten Bomberpilotin / vom Anflug auf meine Heimatstadt, / die endgültig und für immer / im Feuer versank.«